



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Eine Unmenge von Winzigem hatte sie in ihr Dasein hineingetragen, und doch hatte diese Vielheit von Kleinem, wenn sie auch noch bunter und reichhaltiger gewesen wäre, nicht vermocht, ihr Dasein auszufüllen, das nach wie vor im Innersten einsam und leer war und das nun nach dem Einem, Großen Ausschau hielt, das noch kommen mußte, wenn sie nicht nur zufrieden, sondern wahrhaft glücklich werden wollte.

Sie lächelte und sagte: „Auf dieses Eine und Große warte ich noch. Was wird es sein? Wann wird es kommen?“

Da spürte Reizner etwas wie Unbehagen und Zweifel und antwortete: „Vielleicht ist dieses Ganzgroße und Ausschließliche, von dem wir träumen, nur ein Irrlicht, das uns narret. Oder vielleicht ist es in diesem Leben hier nicht zu erkennen, sondern nur —“

„Sondern nur?“

„— sondern erst hinter dem Leben, wenn wir alt sind.“ Und beglückt von dieser Erklärung, die er gefunden hatte, rief er noch lebhafter aus: „Ja, vielleicht sehen wir eines Tages, wenn wir alt sind, daß wir jenes Eine und Große schon in unserer Jugend besessen und nur nicht gesehen hatten, weil es unseren Augen zu nahe lag.“

Der Himmel hatte sich wieder völlig aufgeklärt, und sie verließen das Dampfschiff bei prächtigstem Wetter. Ein Wagen brachte sie nach Magensfurt. Ueber der Stadt hing die hellere Bläue des Himmels, die Sträucher der Anlagen, die Bäume der Straßen triefen vor Nässe, wie nach einem Wabe. Spähen raupfen sich überlaut in den Heden, die Wege waren wie blank geschneuert und in den Gärten der Restaurants breitete man schon wieder Decken über die Tische, in Erwartung der Gäste, die der milde Abend herbeiloden würde.

Prokop erwartete sie im Hotel. Sie verabchiedeten sich für diesen Tag und begaben sich ein jedes auf sein Zimmer. Doch Reizner litt es nicht darin. Als es dämmerte, begab er sich auf den Marktplatz und mischte sich in den Strom der Leute, die den Corso auf und ab hummelten.

Es waren dies ausschließlich junge Leute, Studenten und sechzehn- bis achtzehnjährige Mädchen, die sich zu einem Stellbildein eingefunden hatten, das gar nicht verabredet worden war, weil es einen selbstverständlichen Punkt des Tagesprogramms bildete. In nichts, fand Reizner, ähnelten sie den jungen Menschen draußen in Deutschland. Eine helle Unbekümmertheit war auf ihren Gesichtern, eine leichtere Art, das Leben dort zu packen, wo es unterhaltend ist; ohne daß doch etwas von Taugenichtsen an ihnen haftete.

Er sah den federnden Gang der Mädchen, die sich kollektiv in den Pfosten wiegend, das ungesüßte Pflaster mit

ihren Füßen zu kosen schienen, und mußte im gleichen Augenblick an Klara denken, das erstmal seit dem Tage, da er sie geküßt hatte. Sie gehörte zu jenen Dingen, von denen er schon Abschied nahm, ehe er sie recht genossen hatte, wie er ja auch diese Gegend schon morgen verließ, kaum daß sie ihn gelehrt hatte, wie wohl, auf eine Reihe ununterbrochener Arbeitsmonate ein paar Stunden der Ruhe taten.

Bis tief in die Nacht hinein saß er in einem Restaurationsgarten, etwas abseits, um die Gäste, die sich an dem Tischen drängten, beobachten zu können. Bunte Lämpchen hingen auf Drähten zwischen dicht belaubten Bäumen, ein Mann spielte die Zither und zwei Mädchen sangen Lieder. Zwischen durch flog lautes Lachen auf, der nächtliche Raum nahm die wirr durcheinander geführten Gespräche und hitzigen Dispute entgegen und entführte sie in sein friedvolles Schweigen, ganz unmerklich und leise, was den bunten Stunden einen Zug des Zauberhaften und Geheimnisvollen gab.

Am nächsten Tag sahen sie im Schnellzug nach Wien, und mit jedem neuen Kilometerstein, den der Zug mit einem kraftvollen Wurf nach rückwärts schleuderte, bröckelte auch aus ihrem Gedankenkreis ein Stück der Erinnerung an die verflohenen Tage ab, diese Erinnerung, die sie mit in ihren neuen Rahmen und die sich doch jetzt schon anschickte, zu verblasen.

„... nichterner und sachlicher, je weiter man sich vom Süden entfernt,“ sagte Reizner. „Aber ich finde, daß in dieser Atmosphäre der Nüchternheit unsere Verbindung, unser Bund, erst recht bestehen kann, — ja, erst recht!“

„Erst recht,“ pflichtete sie ihm freundlich bei, denn sie spürte das Fragende und Tastende in seiner Stimme.

Als sie den Semmering durchfahren, umging sie der Zauber der Berge ein letztes Mal. Sie standen an den offenen Fenstern und schwiegen beide. Aber beide dachten sie dasselbe. Hinter jenen bewaldeten Kuppen, denen die Abendsonne ein goldenes Bad bereitet, lag die Landschaft, die sie beide zu einem kurzen Spiel vereint hatte. Vom Norden her, sie spürten es beide, wehte ihnen schon der siebernde Atem der großen Stadt entgegen.

„Noch zwei Tage Wien, die Stadt des Ueberganges,“ sagte Reizner, „noch ein kurzes Atemholen, ein flüchtiges Prüfen der Muskeln —“

„Und dann?“ fragte sie.

„... der Kampf!“

Er sprach es bewußt und zufrieden aus, wie einer, der sich dessen, was andere bange machen könnten, freut.

Aus der Ferne geisterten ihnen schon die Lichter Wiens entgegen. Sie wurden sofort nervös, als sie sie sahen, gingen viel zu zeitig daran, ihr Handgepäck zu ordnen, und sanden dann kaum noch die Geduld, auf ihren Sitzplätzen zu verharren. Die große Stadt zieht die, deren Heimat sie ist, viel unwiderstehlicher an als einen Bauer das breite Land, wer in ihrer Sphäre einmal gelebt hat, kann auf die Dauer nicht mehr außerhalb ihrer sein.

Sie stiegen aus, und die hallenden Geräusche unter der Pappel der eisernen Bogen war ihren Ohren Musik. Die Luft, die ihnen draußen entgegenschlug und die sie im ersten Augenblick gleichsam betäubte, diese Zusammensetzung aus allen möglichen Düften, die nichts Keines mehr an sich hatten und die doch ein eigenes Ganzes und für sich Bestehendes waren, — sie atmeten sie mit gieriger Lust, und sie belebte sie im Moment, so daß alle Müdigkeit und alle Abspannung von ihnen abfiel und der Wunsch in ihnen lebhaft wurde, sich noch an diesem Abend in jenen geisterhaften Strudel zu werfen, der mit gedämpftem Lärm und in der grellen Blässe künstlichen Lichtes durch die nächtlichen Straßen der großen Stadt segt.

Alein nur Reizner gab diesem Drang nach und suchte noch, kaum daß er sich im Hotel gewaschen und umgekleidet hatte, eines der großen Cafés im ersten Bezirk auf.

Dort verweilte er über eine Stunde und war überaus zufrieden, so wie sich ein Mensch nur wohl fühlen kann, der nach langem, zwecklosem Umherirren unter fremden Menschen, die ihn nicht interessieren, wieder daheim zwischen den ihm bis ins kleinste Detail vertrauten vier Wänden sitzt.

Hier, wo er saß, und draußen zwischen den lichtbehangenen Mauern gab es zwar keine Wahrheit, dafür eine beständig geschminkte Lüge, hier gab es keine Natürlichkeit, dafür gefällige und anschniegsame Formen, mit einem Wort: den Schein, der zwar keinen Wissenden blendet, noch blenden soll, der aber, weil er so bequem ist, dem rastlos Segenden wohlgefälliger ist als die Wirklichkeit, über deren Ecken und Kanten man jeden Augenblick stolpert.

Sie blieben zwei Tage in Wien und verwandten diese Zeit darauf, in dem halben Duzend der pompösen Straßen umherzuschlendern, ihre Sinne durch das Erlesene der zur Schau gestellten Dinge reizen zu lassen und von dem und jenem zu nippen und zu naschen, ohne dabei auch nur ein Gericht bis zum letzten Rest zu verzehren.

Sie machten Einkäufe, saßen in den Präter, saßen lässig und zufrieden in den Restaurants, jener Freude hingegeben, die es einem von Zeit zu Zeit macht, wenn man wahllos und ohne zu rechnen viel Geld ausgibt.

Reizner überhäufte Lucie mit Geschenken. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, sie, die doch recht verwöhnt war, zu verblüffen. Er zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er Geschmack und Phantasie hatte, und es machte ihn sehr stolz, wenn er wahrnahm, daß sie das merkte. Ihm war, als ob er in solchen Augenblicken, wo sie ihn mit einem dankbaren Blick der Anerkennung und Bewunderung lobte, wachse.

Sein Ton ihr gegenüber wurde freier, beherrschter und war doch von jener sich beugenden und fast demütigenden Zärtlichkeit durchsetzt, die die einzige Art ist, der schöne und überlegene Frauen sich unterwerfen.

So ergab sich allmählich jenes unratte Verhältnis zwischen ihnen, in dem der Mann scheinbar der Führende ist, während er in Wirklichkeit doch geführt wird. Reizner verließ das eine starke Sicherheit. Er lachte jetzt des Alten in Meran, dessen Einfluß, wenn er wirklich bestanden hatte, nun endgültig ausgeschaltet war.

Reizner wurde nun ungestümer und drängte darauf, daß auch Lucie das Ihre tue, um ihrer beider Hochzeit zu beschleunigen. „Ich bin kein Jüngling mehr,“ meinte er, „der eine Lust darin findet, endlos zwischen Hängen und Bangen zu schweben. Mich drängt alles zur Ruhe und Klarheit. Wenn du mir gehörst, dann sollst du mir ganz gehören, nur mir allein, und dann sollst du es mir sagen.“

Da legte sie die Arme um ihn, und sie tat das ganz anders als früher, ein Zug von reifer Frauenhaftigkeit und von Stolz und von Vertrauen war an ihr: „Freilich gehöre ich nur dir, und auch ganz. Wem sonst?“

Am gleichen Abend begegneten sie im Wandelgang eines Theaters Herrn von Webenau.

Dieser sah zuerst nur Lucie, war auf das höchste überrascht, wurde sehr rot und verlegen, trat dann aber doch auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen.

Sie lächelte nachsichtig und sagte ihm ein paar Worte konventioneller Höflichkeit.

In diesem Augenblick trat auch Reizner hinzu, und Herr von Webenau, als er ihn erblickte, verfärbte sich und bot ein Bild bemitleidenswerter Hilflosigkeit, die sich noch steigerte, als Reizner, der den jungen, eleganten Mann richtig einschätzte, Lucie mit einer nachlässigen Handbewegung als seine Braut vorstellte.

Herr von Webenau fand, wie die Verlobten richtig vermutet hatten, nicht die Fassung und die Kaltblütigkeit, die nötig gewesen wären, wenn er dem Paar hätte verachtungsvoll den Rücken drehen wollen.

Er stotterte vielmehr einen Glückwunsch, verbeugte sich mit verzerrter Miene und verschwand in der sich drängenden glänzenden Menge.

„Ein gutes Omen,“ sagte Reizner. „Die Menschen sind alle feig, wenn man sie im richtigen Moment fest in der Hand hat. Gegen die banale Selbstverständlichkeit, und wenn sie ihn auch zermalmt, rennt selbst der nicht an, der außerordentlichen Ereignissen gegenüber ein Held ist.“

Im Schlafwagen des Nachtschnellzuges legten sie die Reise nach Berlin zurück.

Reizner schlief gut und traumlos. Diese letzte Nacht war für ihn der Vorhang, den er hinter einem nicht sehr beträchtlichen Abschnitt seines Lebens endgültig zuzog und den er nie lästern wollte.

Auch das Berlin, in dem er am nächsten Morgen erwachen würde, war für ihn nicht mehr das alte. Er sah es mit neuen Augen. Und sein Boden war ein Grund, der unter ihm nicht mehr wanken konnte.

Zehn Minuten, bevor der Zug in den Anhalter Bahnhof einfuhr, trafen sich Reizner und Lucie im Gange des Schlafwagens. Ihre Gesichter waren frisch, und ihre Augen hatten den Glanz mühsam verhaltener Erwartung.

Noch ehe der Zug in der düsteren Halle zum Stehen gekommen war, öffnete Reizner die Tür des Wagens. Er sprang ab, lachte und hielt ihr beide Hände entgegen, so daß sie gleichsam in seine Arme fiel.

Protop übernahm das Gepäck und sorgte für ein Auto. Sie fuhren zum Hotel Adlon, in dem Lucie für die nächsten Tage Wohnung nahm, und trennten sich dann.

„Wohin?“ fragte Protop, der mit dem Chauffeur vor dem Portal wartete.

„Nach Hause,“ rief Reizner, „aber schnell!“

Der Chauffeur fuhr rascher, als ihm erlaubt war, und jeder dumpfe Brummer, den die Hupe von sich gab, erschien Reizner wie ein Signal der Freude.

Er fand sein Haus stumm und einsam, mit verschlossenen Türen und herabgelassenen Kolläden, wie in einem tiefen Schlaf befangen. (Fortsetzung folgt.)

## Die Flamme.

Märchen von A. Clara.

Es war einmal eine riesengroße Flamme, die sah vom unendlichen Weltraum aus die Erde, wie sie so spärlich erhellet und in allen Dingen von der Sonne abhängig dahinkollte. Mitleidig folgte sie mit ihren leuchtenden Augen der schmalen Spur; da empfand sie, daß vom Erdball ein seltsames Atmen ausging. Sie sah, daß Dinge auf ihm wurden und sich veränderten, daß Städte und Länder entstanden — und das alles von Menschenhand. Die Flamme wandte sich ab und stand ganz freilich und gerade — sie dachte nach. „Sie müssen etwas Göttliches haben, diese Menschen,“ dachte sie; „gleichem sie nicht mir, die ich auch eine Gottheit bin?“ — Sie verstehen nur nicht zu bremsen so ganz und gar — so durch und durch, daß sie leuchten müßten, daß sie flammen müßten wie eine Sonne!“

Die Flamme befeuerte, es zuckten blaue Blitze aus ihrer Gestalt, so ergriff sie das Wunderbare. Und sie konnte nicht widerstehen. Sie eilte zur Erde und schritt über sie hin mit dem Evangelium ihrer Flammenpredigt auf den Lippen. Und die Menschen entsetzten sich vor ihr, oder sie verfluchten achselzuckend in ihr oder sie stürzten sich mit rasender Leidenschaft in ihre Arme und gingen zugrunde. Wo die Flamme hinkam, blieben Schutt und rauchende Trümmer und Leiden zurück.

Da hob der Geist des Lebens schließend und zürnend seine Hand: „Halt! — Was tust du? — Wie kannst du es wagen, in meinem Reich zu mordeten? — Geh! — denn du bist auch mein Geschöpf; geh — oder ich fenne dich nicht mehr!“

Die Flamme schlug erschrocken die Augen auf; da sah sie, was sie angerichtet hatte, und ein grenzenloses Grauen vor sich selbst überfiel sie. „Das wollte ich nicht,“ rief sie und deckte die Hände vor das Gesicht, „ich meinte es gut!“ Sie wandte sich fliehend nach dem großen Geist, aber er wies sie mit herrischer Gebärde hinweg. Sie senkte ihr strahlendes Haupt und schritt langsam in den Weltraum zurück bis in die dunkelste — fernste Einsamkeit. Hier stand sie still und schlank und leuchtend — sie trauerte.

Inzwischen hatte der Geist des Lebens auf der Erde alles wieder in den gewohnten Gang gebracht. Nun sah er sich nach der Verlorenen um.

Es gibt nichts Gütigeres, nichts Friedliebenderes als den Geist des Lebens. Er duldet kein Bösen — er verfährt alles. Und nur was sich nicht verfühnen läßt — das ist die einzige Härte, die er besitzt — muß sterben. Wo aber irgend noch ein Hauch der Hoff-

nung, ein Wunsch zum Licht ist, da sendet er all seine Stärke hin und nimmt alles an sein liebevolles Herz.

Der Geist des Lebens fand die Flamme trauernd und sie tat ihm leid; denn sie war so schön — so göttlich, und sie war sein Ebenbild. Er trat zu ihr: „Kannst du dich nicht in dein altes Leben zurückfinden?“ — Sie seufzte: „Ich habe es so gut gemeint!“ Dabei sah sie ihn mit ihren Wunderaugen so groß und kindlich an, daß er sich göttlich zu ihr neigte. „Was hast du denn eigentlich tun wollen?“ „Ach,“ entgegnete die Flamme, „und es kitzelte keine in ihrem Haar; ich sah der Erde gleiches Licht und wollte die Menschen belehren, daß sie selbst brennen sollten und die Sonne nicht mehr brauchten. — Es ist viel schöner, selbst zu leuchten, als von der Sonne Gnaden.“ Bei diesen Worten warf sie stolz den Kopf zurück, daß die Haare wie Strahlen über ihren Rücken fielen. „Dürftiges Kind,“ murmelte der Geist des Lebens; aber schon kam ihm der erlösende Gedanke, „Höre, du wilde Flamme! Die Menschen auf der Erde sind oft von hohen Gnaden. Du magst warten, bis du einen findest, der eine leere Seele hat; die magst du mit deiner Flammengewalt fühlen, bis sie brennt und leuchtet.“

Da jubelte die Flamme, und an ihrem Körper glommen Funken auf und ab wie blitzende Sterne. Und sie wartete geduldig in ihrer glühenden Herrlichkeit — jahrhundertlang.

Eines Tages wurde ein wunderlicher Knabe geboren, dessen Seele war leer und weit und heilig groß wie ein Tempel. Die Flamme hätte ihn am liebsten an sich gerissen und geküßt — ach, geküßt! Aber sie war klug geworden und wußte, daß da der Knabe sterben müßte. Deshalb legte sie ihm nur die Hände auf sein kleines Herz und erwärmte und verstärkte seinen Schlag — und in die Seele sankte sie ihm einen witzigen Funken von ihrer todernden Pracht. Sie schüßte Herz und Seele des Knaben, daß er sich selbst nicht kannte und niemand wußte, was in ihm verborgen war. So wuchs er heran und sein Herz wurde heiß und der Funke in seiner Seele entzündete sich zum hellen Feuer. Das leuchtete und sprühte aus den Augen des Jünglings und aus seiner raschen Rede. Da fing die Flamme an, ihm ihr Feuergebet in das Ohr zu flüstern, daß es wie glühende Hämmer auf seine Seele fiel und ihn zum Manne machte. Er ahnte, daß eine eigenartige Kraft in ihm sein mußte, und die anderen Menschen merkten es mit Stöhnen. Denn es brach wie ein gewaltiger Strom aus dem jungen Menschen heraus. Sein Geist belebte tote Steine und formte seltsame Märchen daraus, er schaute Wunder und ließ sie mit der Kraft des Schöpfers zu Wahrheit werden. Er stürmte über Höhen und durch Tiefen, er jubelte und jauchzte; denn er liebte das Leben mit seiner goldenen Sonne, mit seiner wilden, leidenschaftlichen Kraft, und er litt Schmerzen, daß ihm fast das Herz zerbrach, denn er war einsam und die Einsamkeit ist die Summe alles Leides. Wohl glückten alle Herzen durch ihn und zu Zeiten küßte er sich dem König gleich, der Schätze ansteht, aber manchmal wußte er, daß er bettelarm war, ärmer als alle, weil keiner mit ihm gehen konnte. Und das Feuer der Gottheit in seiner Seele wurde zum Feuer der Sehnsucht und begann sich selbst aufzuzehren. Es war ein wunderbares Farbenpiel in dieser Sehnsucht, weil sie heimatlos war. Sie fandte ihre bunten Funken aus und nahm sie wieder auf. Sie begehrte nach Reichtum und Ehre, nach Glück und Liebe, ruhelos und wachseln. Aber bald hatten die Funken keine Kraft mehr und verloschen in der Einsamkeit; da wurde die Sehnsucht farbenarm und verlor ihre Tiefe.

Die Flamme hatte längst mit banger Sorge die Veränderung in der Seele ihres Lieblings wahrgenommen. Und da sie keinen Rat wußte, ging sie zum Geist des Lebens und rang die Hände: „Hilf mir, das heilige Feuer, das ich entzündet habe, will verlöschen! Was soll ich tun?“ Und der Geist des Lebens sah auf den jungen Mann mit dem bleichen Gesicht und den durstigen Lippen, und er lächelte. „Er braucht nicht viel,“ antwortete er, „ich will ihm geben, was ihm not tut. Du mußt ihn schonen, Flamme, die Menschen sind ein gar zerbrechliches Geschlecht.“ Die Flamme nickte traurig. Der Geist des Lebens aber führte dem einsamen Manne ein schönes Weib zu. Das war so still und kühl, als er unruhig und heiß war, das hatte Loden wie Gold und ein liebliches Gesicht wie eine Apfelblüte. Als er sie sah, versank sein ganzes Leben hinter ihm, er dachte, wünschte und wußte nur mehr sie. Sie war sein Anfang und sein Ende, sie schenkte ihm der tollkühnsten Preis, den er erringen konnte, und seine brennende Seele versenkte sich in ihre kühle Zartheit wie in den Duft nächtlich betauter Tannen, der so herb und wohlthuend ist. Und sie war trotz ihres gemeinen Weisens ein warmblütiges, liebendes Weib, sie sah sein Heimverlangen nach ihr, sie sah seine Sehnsucht und Einsamkeit und wußte, daß sie die Erfüllung in den Händen trug, die ihn selbst machen konnte. Da gab sie ihm alles, ihr Herz, ihre Seele und ihren schönen Körper.

Und das Feuer, das milde Feuer der Sehnsucht in der Seele des jungen Mannes lohte empor und wurde zum Opferbrand der Liebe, den jede Seele einmal trägt.

Die Flamme stand und lauschte mit angehaltenem Atem in ihn hinein; doch sie fand nichts mehr von ihrer Art in ihm. Sie wurde zornig und flüsterte ihm die Herrlichkeiten seiner Jugend ins Ohr. Er verstand sie nicht, ihm schien das alles wie ein toller Traum, aus dem er nun zur holdsten Willkür erwacht war. Die Flamme klagte nun den Geist des Lebens an, daß er schuld

sei, daß sie ihren Liebling verloren hatte, daß alles Große vergangen sei und ihr Funke in seiner Seele ausgelöscht. Der Geist des Lebens schüttelte ernst das Haupt. „Habe Geduld, du wilde Flamme, es wird nicht mehr lange währen, dann wird er dich selber rufen und dann wird er dein sein, wie er es niemals war.“

Der Geist des Lebens sah mit seinen wissenden Augen, was die Flamme nicht verstehen konnte. Er sah das stille, stolze Weib Mutter werden, und er wußte, daß ihr zarter Körper den kleinen herrlichen Willen, der in ihr wuchs und wurde, nicht erhalten konnte, er wußte, daß sie zerbrechen mußte, und was so frühlingung und knospig in ihr sich regte — mit ihr.

Wenige Monate später lag das junge Weib mit dem ungeborenen Kindchen ganz still und farblos im engen Sarg und der Mann, der sie geliebt, erschauerte an der Kante des Todes bis ins Mark. In seiner Seele war alle Ruhe, alles Glück zerbrochen, es war alles leer und stumm in ihm. Er wollte sich und sein Weib verbergen, so tief er konnte. Aber ohne daß er es ahnte, ging seine Seele jucken, denn sie war die Freiheit gewohnt und wollte sich nicht binden lassen. Es begann langsam in ihm zu glühen und zu wogen und mit einemmal zerriß der Schiefer, der ihm die Vergangenheit verborgen hatte, und er erkannte, daß er die Gottheit seiner Jugend, die Flamme, verloren hatte. Da schrie er auf, so mächtig, so schmerzgewaltig, daß ihn die Flamme, die traurig wartend in der Unendlichkeit stand, hörte. Sie wollte zu ihm eilen, aber der Geist des Lebens hielt sie zurück. „Weibe, er kommt zu dir!“ Da breitete sie stumm die Arme aus und sah ihm entgegen. Sie hörte seine Stimme: „Götter — Flamme, einmal noch laß mich brennen, laß mich leuchten wie die Sonne. Hilf mir — ich muß es können; sieh, wie mein Herz blutet und doch juchete meine Seele dir zu. Schau den Abgrund in meinem Leben — da unten liegt mein Glück, aber es ist tot. Und du bist der Gipfel, der höchste, der herrlichste, den ich kenne — ich muß zu dir!“ Da sah ihn die Flamme stehen und sie hätte beinahe geschrien vor Freude, denn seine Seele brannte lichterloh und war anzusehen wie sie selbst. Er war kein Mensch mehr, sondern ein brennendes, wogendes Meer, das strahlende Farben über die ganze Erde warf.

Da sah er sie und ihre offenen Arme und war mit einem Jubeln, mit einem Aufschreien seiner heißen Kraft bei ihr und hing an ihren Lippen so wild und sah, daß sie erschauerte. Seine Seele stand im himmelhohen, verzweifelten Brand, und sie fand das größte und gewaltigste Licht der Unsterblichkeit. Der Geist des Lebens trat herzu und sein Gesicht war wie aus Stein gemischt in kalter Härte. Er sah, daß sich hier nichts mehr veröhnen ließ, und er legte seine kühlen Hände auf das pochende Menschenherz, — da stand es still.

Die Flamme trug ihren Liebling in ihre Einsamkeit und begrub ihn. Sie stellte sich auf sein Grab hoch und schauerte und hielt Wacht. Ueber ihr steht ein leuchtender Stern, das ist die unsterbliche Seele ihres Liebings, und wenn die Unendlichkeit klar und rein ist, hält sie Zwiegespräche mit ihr: „Verzeih mir, Seele, daß ich dich so leiden ließ. Die Menschen haben ihr Licht von der Sonne Gnaden und dürfen nicht selber brennen.“ Dann strahlt der Stern und seine Antwort kommt wie ein Segen. „Flamme — Götter — ich danke dir; denn ohne dich wäre ich vergangen, wie alles vergeht. Sieh, wie ich leuchte — leuchte mit dem Funken deiner Herrlichkeit. Gömme es doch den anderen auch, daß sie dir danken müssen wie ich.“

Ueber die Flamme kam ein großes Verstehen und sie begriff auf einmal, was es heißt, unsterblich sein, und sie wußte, daß es ihr gegeben war, Menschen unsterblich zu machen. Und sie schaute wieder auf die Erde und wartete wieder, daß einer geboren würde mit leerer Seele, den sie beschenken konnte. Der Geist des Lebens ließ sie gewähren, vorausahnend, daß sie dereinst ein großes Feld von Gräbern bewachen würde und trotzdem Zwiegespräche halten mit einem Himmel voller Sterne. So kam's, daß es auf Erden Seelen gibt, die selber brennen — nicht von der Sonne Gnaden — und die noch nach Jahrhunderten leuchten, daß Menschenaugen sie sehen können.

### Dreitönigsspiele.

Zu Freiburg in der Schweiz war es bis zu der französischen Revolution Brands, das Fest der heiligen drei Könige öffentlich zu begehen. Ursprünglich pflegte man am 6. Januar in feierlicher Prozession zur Hauptkirche der Stadt, der Stifts- und Pfarrkirche zum heiligen Nikolaus zu wandern. In der Prozession folgten drei Chorherren von St. Nikolaus die Weisen aus dem Morgenlande dar. Sie trugen seit dem 16. Jahrhundert Chormantel von verschiedener Farbe: Melchior einen roten, Balthasar einen weißen, später einen blauen, Kaspar einen schwarzen. In der St. Nikolauskirche angelangt, sangen sie Stücke, die auf den Tag Bezug hatte, und brachten an der Krippe ihre Gaben dar. Diese um 1430 angekommene Prozession bildete den Kern, um den im Laufe der Zeit allerlei Zeremonien sich rankten, bis eine ansehnliche geistliche und weltliche Behörden beschäftigende Schaulustigung daraus wurde. Das Spiel begann zu enuieren, als man einige Jahre später sich entschloß, militärischen Regimenten von Freiburger Soldaten erhielten die Erlaubnis, der Prozession beizuwohnen und dabei Proben ihrer militärischen Tüchtigkeit abzulegen. Von da ab wollte das Volk den militärischen Aufwand nicht mehr ent-

